

## 301 Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franto.

„Ja, ja, ich weiß, Herr Hauptmann sind sehr eifrig in der Pflichterfüllung, aber für ein so großes Opfer gebührt Ihnen das goldene Verdienstkreuz! Ha, ha, ha! Das trifft nicht ein Jeder! Eine junge Frau fünf Jahre lang Stroh- wittwe sein lassen!“

Das letzte Wort, das er mit keiner besonderen Absicht ausgesprochen, blühte nur wie ein elektrischer Funke in seinem Kopfe auf, und beschien plötzlich eine ganze Reihe von Wahr- nehmungen, erhellte einen ganzen Zusammenhang von That- sachen, die ihm vorher zwar als undeutliche Verdächtigungen er- schienen waren, die jedoch sein polizeilicher Verstand erst jetzt klar, wie auf der Hand liegend faßte. Er schwieg einige Minuten und erwog und kombinierte im Geiste alles, was er gehört und gesehen. Je länger er nachdachte, desto hellere Freude verbreitete sich auf seinem Gesichte. Er warf sich im Sessel umher, machte heftige Bewegungen, als wenn ihm die ganze Haut juckte, und seine ganze Gestalt drückte eine so freundige Veränderung aus, daß es dem Hauptmann mit Staunen und zugleich mit Ekel erfüllte.

„Was haben Sie denn?“ fragte er endlich.

„Ach nichts! Das kommt so manchmal bei mir vor,“ meinte Hirsch und dabei blinzelte er mit den Augen und ließ an seinem Mienspiel erkennen, daß er ein großes Geheimniß in der Seele bewahre und es ihn die größte Willens- anstrengung koste, es nicht zu verrathen. Und plötzlich sein Gesicht, das die Physiognomie eines Satyrs zeigte, ganz nahe zum Hauptmann neigend, flüsterte er ihm mit einem ver- traulichen Augenblinzeln zu: „Ich bitte, Herr Hauptmann, wohnen Sie in der That dort in jenem Hause auf der Bäcker- gasse?“

„Nun ja,“ erwiderte der Hauptmann, unwillkürlich seinen Kopf wendend.

„In welchem Stockwerk?“

„Im ersten.“

„Und ist bei Ihnen wirklich ein Kind krank?“

„Ich weiß nicht; als ich ausging, war es unwohl, vielleicht ist es jetzt schon gesund.“

Ein unangenehmes, widriges Gefühl bemächtigte sich des Hauptmanns, als er diese Lüge vorbrachte. Doch fühlte er es wohl, daß er sich jetzt unmöglich mit einem Male zurückziehen konnte, und daß dieser verdammte halb trinkene Gallunke aus der Rolle eines demüthigen, verlegenen Spitzels in diejenige eines gefährlichen Gegners überging, vor dem man sich in acht nehmen mußte.

Hirsch lächelte halb gutmüthig, halb boshast mit jenem eigenthümlichen Lächeln, das mehr in der Seele weh thut, als die ärgste Beleidigung.

„O gewiß, das Kind ist gesund! Ganz gesund! Es ist sogar schon in die Schule gegangen, ha, ha, ha!“

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen, preßte die Faust auf die Stuhllehne und hielt sich mit aller Gewalt zurück, um den Klenden nicht zu erwürgen, oder ihm den Schädel einzustößen.

„Herrr!“ röchelte er nur, vor Wuth fast ersüßend.

„Aber nein, nein!“ beruhigte ihn Hirsch. „Ich wollte doch nichts Schlechtes damit sagen, ich verstehe ja, ich verstehe alles!“

„Was verstehen Sie?“

„Das ist meine Sache; wissen Sie, Herr Hauptmann, ich will Ihnen etwas sagen.“

Und Hirsch legte seine Hand auf des Hauptmann's Rücken und begann ihm sogar im Laufe des Gesprächs so von oben herab, protektionsmäßig auf die Schulter zu klopfen. Leider war der Inhalt des Gesprächs ein derartiger, daß der Hauptmann nicht mehr daran denken konnte, den Sessel gegen ihn zu schlenndern oder einen Fuß vom Tische abzubringen und mit einem einzigen Schläge dem Lächeln, den Reden und den Plänen dieses Menschen ein Ende zu machen.

„Ich weiß ja, Herr Hauptmann, Sie sind ein guter Mensch, ein braver Mensch, ein ehrenhafter Mann — mit einem Worte eine edle Natur. Sie waren freundlich gegen mich, deshalb will ich Ihnen etwas sagen, Herr Hauptmann.“

Und dicht an das Ohr geneigt, sprach er weiter: „Gehen Sie augenblicklich nach Hause, Herr Hauptmann, und durchsuchen Sie gründlich alle Schubladen, Schränke, Schachteln und Kassetten Ihrer Frau Gemahlin; nehmen Sie alle Papiere, Briefe, Visitenkarten heraus, wickeln Sie alles — mit Aus- nahme etwaiger Geburtscheine oder sonstiger amtlichen Zeug- nisse, in eine alte Zeitung, gehen Sie damit in die Küche und werfen Sie es ins Feuer. Aber thun sie es gleich, ohne Zögern!“

Der Hauptmann war ganz betäubt.

„Was bedeutet das? Was wollen Sie von mir?“ fragte er halb bewußtlos.

Hirsch klopfte ihn noch immer auf die Schulter.

„Nun, Sie sind ja ein kluger Mensch, Herr Hauptmann. Braucht man da viel zu reden? Sie wissen ja, ich bin Polizei- revisor und verstehe mich aufs Kombinieren. Und dazu ist nicht einmal viel Klugheit nöthig, um herauszubringen, daß die Haupt- manns Wittve, die sich mit Anwerbung von Mädchen abgab, und Ihre Frau eine und dieselbe Person sind, und wer weiß, ob jene Frau Szablinska, die gestern verhaftet ist, nicht ihre Geschäftsgenossin ist? Das ist sehr leicht möglich; und die Polizeikommissare, die die Papiere jener Frau durchsahen, mußten es schon ohne mich herausgebracht haben. So eilen Sie denn, Herr Hauptmann. Ich gehe jetzt auf die Polizeidirection, und werde trachten — aus Rücksicht für Sie, Herr Hauptmann, der Sie gewiß an der häßlichen Geschichte ganz unschuldig sind — daß die Haus- durchsuchung bei Ihnen erst spät abends oder morgen früh stattfindet. . . Also, ich habe die Ehre, Herr Hauptmann!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte Hirsch seinen Hut auf und eilte aus dem Zimmer.

Der Hauptmann saß einige Minuten wie versteinert da, ohne etwas zu denken oder zu empfinden. Er fühlte nur instinktiv, daß nun alles zu Ende war, daß es keine Zukunft mehr für ihn gab. Alle Ziele und alle Interessen seines Lebens waren plötzlich abgeschnitten, und wohin er auch blicken mochte, überall gähnte ihm eine bodenlose, unansfüllbare Leere entgegen.

Was er nie für möglich gehalten hätte, jetzt war es ge- schehen: die ungeheure, ewig unanslöschliche Schande war auf sein Haupt niedergestürzt und hatte ihn mit ihrer Last zer- malmt. Es schien ihm, als wäre er ein Getreidelorn, das sich in rasendem Wirbeltanze zwischen den Mühlsteinen wand und drehte, bis es unter den Stein gefallen, augenblicklich in tausend Stücke zersplittert, zu Staub, zu Mehl gestampft wurde; und jetzt empfindet noch jedes Mehlstäubchen besonders, einen Moment lang den ungeheuren Schmerz, der durch das gewalttame Herausstoßen aus dem natürlichen Zu- sammenhange verursacht wurde. Plötzlich erwachte er aus der Betäubung. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner. Ein einziges Wort hielt sein ganzes Wesen wie mit Raubtier- trallen fest, zerrte an ihm und verursachte ihm Fieberschauer. Es war das Wort: Polizei!

Er klingelte, zahlte und begann im Eilschritt nach Hause zu laufen. Er hatte nur einige Schritte zu gehen, doch dachte er, daß gerade in diesen einigen Minuten bis zu seiner Ankunft etwas Schreckliches geschehen könnte. Die Polizei konnte inzwischen kommen und ganze Haufen von abscheulichen Papieren vorfinden — das war im Moment für ihn der Inbegriff alles Schrecklichen. An die Konsequenzen eines solchen Faktums dachte er gar nicht. Das bloße Einschreiten der Polizei in seine Wohnung — die gestern noch sein Paradies auf Erden gewesen — der Zweck dieses Einschreitens bedeutete die Hölle für ihn, und war ihm eine Qual, die seine Kräfte zu übersteigen drohte. Er mußte sich zusammennehmen, seine Vorbereitungen treffen, mußte thun, was zu thun möglich war. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte lief er nun die Treppe hinauf, öffnete eilig die Thür und trat ins Vorzimmer. Da er hier niemand fand, eilte er mit derselben nervösen Hast, wie am Tage seiner Rück- kehr aus Bosnien weiter, öffnete die zweite Thür und trat in den Salon.

### XII.

Im Salon fand er Angela. Stehend stützte sie sich mit der linken Hand an ein Tischchen und blickte unverwandt nach der Thüre. Die Weiden sahen einander an, und unwill- kürlich entrang sich aus dem Munde beider ein Ausruf des Staunens. Sie konnten einander kaum wiedererkennen.

Beiden schien es, daß vom gestrigen Nachmittag, von dem Augenblick, als sie einander zum letzten Mal gesehen, Jahrzehnte verfloßen waren, daß sie jetzt nicht als lebendige Menschen, sondern als Schatten, als bloße Erinnerungszeichen an eine schöne, glückliche Vergangenheit einander gegenübersehen.

Schweigend, wie im Zauberbann blickten sie einander an. Ein jedes drehte sich im Kreise seiner eigenen Wahrnehmungen und Gedanken, quälte sich mit seinem eigenen Schmerz und fühlte weder Lust noch Bedürfnis, sich dem anderen anzuvertrauen.

„Ist das dieselbe Angela“, dachte der Hauptmann, „die ich gestern in blühender Gesundheit, frisch, munter, energisch mit leuchtenden Augen verlassen? Dieses gebeugte, verwelkte, gleichsam der Folterbank entkommene Weib, das ich hier vor mir sehe, wirklich dieselbe Angela? Ihr Gesicht um zehn Jahre gealtert, an den Schläfen tiefe Furchen, ihre Haare ohne Glanz, ihre Augen gläsern! Hat ein Zauber gestern und vorgestern mir die Augen geblendet, daß ich diese Vernichtung nicht bemerkte, oder genigte eine einzige Nacht, um die ungeheure Veränderung zu bewirken. . . Und was könnte die Ursache davon sein?“

„Er ist vollständig grau geworden!“ dachte Angela tieferschreckt. „Sein Gesicht ist gelb, die Augen tief eingesunken, die Lider geröthet. Gewiß hat er die ganze Nacht nicht geschlafen; gewiß ist er von allem unterrichtet. Gewiß ist er für mich verloren. Nun für mich giebt es keine Ueberwachungen mehr, aber, der Arme! Wie viel hat er leiden müssen!“  
(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Ostergruß und Frühjahrsklänge! Wiederum rauschen sie empor aus dem Blätterwald! Wiederum ertönen die alten, wohlbekannten Melodien. Man hat selbst die empfindsame Feierlichkeit in unseren Zeitungen in eine richtige Schablone gebracht. Aber ebenso pflegt zu gleicher Zeit das süße Geflüster durch einen schrillen Mißklang gestört zu werden. Die wirklichen Ereignisse sorgen dafür, daß wir trotz allem Friedensgetöse nicht vergessen, in welcher zerklüfteten, ewig kampfbereiten Welt wir leben.

Um die österliche Zeit waren es die kretensischen Angelegenheiten und wieder um die österliche Zeit sind es die kubanischen, die uns über den wahren Inhalt des „bewaffneten Friedens“ belehren. Heute wird damals ist das europäische Konzert an der Arbeit und die internationalen Beschwichtigungsräte haben alle Hände voll zu thun und sie beruhigen und beruhigen, indeß der Brand weiter glimmt.

Ein niedergehender Staatsorganismus, der spanische, freilet um einen fastigen Bissen, um das kubanische Inselland, mit neuen erobernden Handelsmännern. Wenn noch einmal der alte spanische Furor, das alte Kriegerblut aufstammte, was vermöchte er auf die Dauer gegen die Gewalt des rollenden Dollars? Wenn der Ritter bei Shalepeare und der märkische Junker Quigow bei Wildenbruch über die teuflische Erfindung der Wärsen und Karthannen lachen, die den Heldennuth vernichten, wie er Mann gegen Mann sich bewährt: Was würden sie erst gegen den Massenansturm des geprägten und bedruckten Geldes wettern? Heute in den Tagen der großen Konkurrenz Aller gegen Alle, in den Tagen der robusten Handelszüge und der Vermehrungen der Kriegsflootten?

Das Erobererfieber der geldmächtigen Kräfte bleibt natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den Geist der internationalen Menschheit; und die Herrschenden sehen es nicht ungern, wenn in den Bürgerkreisen phantastische und abenteuerliche Vorstellungen überwuchern. Eine ganze Phrasologie ist entstanden; vom „Platz an der Sonne“ des Herrn v. Bülow an bis zum Vierbankpolitiker hinunter, der immer mehr und mehr „erschließen“ möchte und der sich in Märchenbildern gefällt. Eine willkommene geistige Unterströmung für die Schlotjunken und Handelsbarone. Wenn sich die anderen an ausschweifenden Phantasien herauschen und meinen, nun werden alsbald die Goldströme aus Ostasien zu uns hinüber gelangen, und es werde ein Leben des tollen Ausschwunges hereinbrechen, ihrer anarchischen Wirtschaftsordnung kommt es am Ende zu gute. Die Kultur, die sie meinen, werden sie, gestützt auf Kreuzer und Torpedos, in die weite Ferne tragen. Ihnen wie den Regierungen ist es angenehm, wenn statt der nüchternen Erkenntniß großer Schwierigkeiten ein schwärmerisches Drausgängerthum erwächst. In den Seelen derer, die mit Eroberungslust und kriegerischen Abenteuern erfüllt sind, die von modernen Argonauten zügen träumen, verfinden alle freieren Entwicklungsideen der Gegenwart. Einseitiger Chauvinismus wird wieder lebendig, im unklaren Mauthgefühl wird man von der nöthigen Arbeit für die Heimath abgelenkt und die Wachsamkeit den Schäden in eigenen Staaten-gebilde gegenüber erschläft. Das ist die richtige Gemüthsverfassung, wie sie von jeher den Rückwärtsmännern und den Schwächlingen gepaßt hat. Ueberhige die Einbildungskraft der Menschen, und Du hast für Deine eigenen Mächtschaften leichteres Spiel. Das ist ein alter Grundsatz machiavellistischer Politik, und ihm werden gewiß auch jene Zentrums-

lente huldigen, die vor ihren Wählern ihr Verhalten im Reichstage werden rechtfertigen wollen. Je dunkler man dem Wähler die Sache vorstellt, je geheimnißvoller man von der Bedeutung der Marine in zukünftigen Weltfragen spricht, um so leichter schürt man phantastische Vorstellungen bei wenig kritischen Naturen.

Von Zeit zu Zeit machen es unsere Lokalpatrioten ebenso, wie man es auf dem großen Welttheater macht, und sie rechnen dabei gerne mit der Frühlingsstimmung, die jede Lebensäußerung erhöht. Welche grandiosen Zukunftsbilder werden da aufgestellt, und das geht alles so glatt, ohne jede Hexerei. Es macht sich gleichsam von selber, wie angeblich die Einigkeit Italiens entstand. Vor einem Duzend von Jahren noch war es Mode geworden, Berlin, wie es sich dehnte und reckte, besonders mit Paris zu vergleichen. Man nahm die Bevölkerungszunahme eines Jahres, legte die als Durchschnitt für eine willkürliche Berechnung zu grunde und kam zum Schluß: Zum Ausgang des Jahrhunderts oder wenige Jahre später werde Berlin Paris an Einwohnerzahl erreicht haben. Das mußte jenen Lokalpatrioten wohlthun, die sich an großen Ziffern heraufschalen und sich nicht darum kümmern, wie sie entstehen. Als ob es ein Glück wäre, in den endlosen, langen, nüchternen und grauen Strapazenzeiten zusammengepackt zu sein. Es giebt Städtetheile in Berlin, die im Frühjahr, wenn sie vom Grün erkrankt sind, recht eigentlich ihren befruchtenden Reiz üben. Aber von dem Frühlings-schimmer dringt kaum ein verstoffteiner Strahl in die einförmigen Miethskasernen; es ist, als ob sich völlig zweierlei Städte schieben. Zota hat in seinem jüngsten Roman „Paris“ auch für Frankreichs Hauptstadt diesen Gegensatz anschaulich geschildert.

Der Zugzug vom Osten, das war damals auch eine Lieblings-spielerei Berliner Lokalpatrioten. Das war der Zugzug aus jenen Gegenden, aus denen neuerdings die ungeberdigen Klagen über „Leute-Noth“ erklingen. Gewiß, dem ostelbischen Landarbeiter mußte die einförmigste, dürtigste Miethswohnung und Schlafstelle in Berlin noch als Fortschritt zum Lebensbegehren erscheinen, daher seinerzeit der Massen zugug, man könnte es besser die Massenflucht nach Berlin nennen.

Was aus den Leuten wird, wie ihre Lebenshaltung sei, darum kümmert sich ein zielbewußter Lokalpatriot nicht. Ihn erfüllt die hohe Ziffer allein mit Stolz. Sie ist nicht erreicht worden, und die rein mechanische Berechnung ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Zustände konnte ja nicht sich haltig sein. Es ging damit wie mit manchen anderen Prophezeiungen und mit so manchem Unternehmen, das auf einem künstlich gesteigerten Größengefühl aufgebaut war.

Auch auf lokalem Gebiet treibt nämlich phantastische Ueberhöhung seltene Mühen und gewerbmäßige (manchmal ganz dunkle) Unternehmer machen sich das zu nütze und fördern die Einbildung für ihre nicht gerade reinlichen Zwecke. Charakteristisch hierfür sind die Gründungen zweier „weltstädtischer Etablissements“, des früheren Monarchentheaters für die „höhere Lebewelt“ und des Theaters im Westen. Welches Siegesbrimborium zu Anfang und welche langsame Ernüchterung im Verlaufe! Die Bäume wachsen nicht bis zum Himmel, und unsere höhere Lebewelt ist gar nicht so hoch. Der Massenbazar, nicht das Lusttheater sammt „Freenfäden“ ist das charakteristische an der modernen Großstadt. Nicht das zwingende Bedürfnis, sondern die wirre, oft unlautere Gelspekulation ruft diese Stuckkultur in Luxusunternehmungen hervor, diesen aufgeschwungenen vor-dringlichen Prunk, der raschem Verfall geweiht ist.

Und immer wieder werden neue Gerüchte von großen Gründungen an die Deffentlichkeit „lancirt“, wie der Kunstausdruck lautet, als schwämme Berlin in eitel Bonne. Da ist die zweite große Oper im Westen und was derlei Unternehmungen mehr sind.

Aber alle diese Gerüchte werden von einem genialischen Zukunftspan geschlagen, den ein Kaug nicht etwa als Aprilscherz ausbede. Der Mann will von Berlin bis Potsdam reine Bahn. In seiner Phantasie verzehnfacht und verhundertfacht sich jener Bruchtheit der Einwohnerschaft Berlins, der sich in seiner behaglichen Garten-villa wohl sein lassen darf. Ausschwingung um Ausschwingung sieht er vor seinem geistigen Auge vorüberziehen; und so reißt sich ihm im Zug nach dem Westen Villa an Villa an bis nach Potsdam. Das stört ihn durchaus nicht, daß mit der Entwicklung der Vororte auch die Großstadtmisère und das Massenquartier im decorativ verzierten Miethshaus außerhalb des Reichbildes von Berlin eingedrungen ist! Auf die Boden- und Grundstückspekulation, die ja an den Thoren Berlins nicht aufhört und auf engem Raum möglichst viel Gewinn einheimen will, nimmt er ebenfalls keine Rücksicht. Er stellt eben seine ideale Forderung auf: Eine sorgsam abgemessene Gartenvillenreihe, vorläufig bis Potsdam gezogen, für eine Ehrenfache Großberlins.

Ein neidenswerthes Ziel ist das freilich, die Zertrümmerung der gegenwärtigen Großstadtmisère, und eine wirklich herrliche Frühlingsbahrung überkommt den, der sich in eine Welt hineinlebt, befreit vom Dunst und Brodem unserer engen, zusammenpressenden, beklemmenden Großstadt. Ein reinlicher Gedanke ist es, der des freien Hauses. Allein so von selbst wird es nicht gehen, auch bei einigem guten Willen nicht, und bei aller Auftheilung von Ostasien werden in der gegenwärtigen Gesellschaft die allermeisten unter uns für den regulären Willenbau nach Potsdam wenig übrig haben.

Auch für den künstlerischen Schmutz der zukünftigen Ehrenstraße Berlins hat unser Pläneschmied schon vorausgesorgt und eine mobile Sache hat er damit noch übertrumpft. Er will gleichfalls seine Fürstendenkmäler haben und, radikal wie er ist, geht er gleich

auf Hermann den Cherusker zurück. Von Hermann bis zur neuesten Zeit verlangt er gemeißelte Geschichte. Das ist ein Gedanke, der selbst für einen Aprilscherz zu weit ausschweift! —

Alpha.

## Kleines Heuiletou.

—2—1. **Traner.** Im Treptower Park. Eine schlanke, schwarz-gelbeidete Dame führt an der Hand einen blondgelockten, in einen schwarzen Sammetanzug gesteckten Knaben, der etwa fünf Jahre alt sein kann. Mit der den Kindern eigenen Wissbegierde läßt er der Mutter keinen Augenblick Ruhe: „Mama, wo ist denn jetzt der Papa?“ — „Der ist in dem Himmel, mein Kind.“ — „Was macht er denn in dem Himmel, Mama?“ — „Er ist ein Engel geworden!“ — „Ein Engel? Dann muß er ja auch fliegen können! Mama, giebt es denn so große Engel mit Flügeln?“ — „Gewiß, es giebt auch große Engel mit Flügeln, Arthur.“ — „Weißt Du, Mama, ich möchte den Papa mal fliegen sehen!“ — „Das kannst Du erst, wenn Du auch in dem Himmel bist.“ — „Komme ich denn in den Himmel, Mama?“ — „Zawohl, wenn Du immer so hübsch brav und artig bleibst, wie jetzt.“ —

Der kleine Quälgeist schweigt nun ein Weilchen, als wollte er das eben Gehörte erst in sich verarbeiten. Dann hebt er wieder an: „Mama, kommt denn Onkel Weiß auch in den Himmel?“ — Die junge Wittve zerrt ihr Kind nervös am Arme: „Was Du nur für dummes Zeug zu fragen hast! Gewiß kommt er in den Himmel!“ — „Aber garstige Menschen kommen doch nicht in den Himmel?“ — „Nein, garstige Menschen kommen nicht hinein!“ — „Etch! Mama, dann kommt Onkel Weiß doch nicht in den Himmel! Du hast ja gestern Abend zu Onkel Weiß gesagt: „Pfiu, bist Du garstig! . . . Nachher hast Du ihn aber geküßt.““

Die junge Frau ist über und über roth geworden. „Arthur, wie kannst Du nur so lügen! Ich habe den Onkel Weiß nicht geküßt!“ — „Mama, ich lüge nicht, ich habe es ganz deutlich gesehen! Du dachtest wohl, ich schlafe? Nein, ich habe nur die Augen zugemiffen, weil Du immer böse wirst, wenn ich nicht gleich schlafe.“ ruft der Kleine triumphirend.

Die Mutter wendet sich verlegen ab und beißt sich auf die rothe volle Unterlippe. Dann zerrt sie den Knaben wieder am Arme, diesmal mit zornglühenden Augen: „Wißt Du wohl anständig gehen, Du ungezogener Bengel!“

Sie hat ihn wehe gethan, er bricht in lautes Geschrei aus: „Huh, huh, huh — ich habe ja nichts gemacht! Huh, huh!“ Sie beugt sich zu dem Kinde hinab: „Wirst Du gleich artig sein, Arthur. Sieh' mal, dort, das große Schiff!“ Sie hat seine Hand fahren lassen und trocknet mit ihrem Taschentuch die Thränen von des Kindes Wangen.

Mutter und Kind stehen an einer Stelle, die einen Ausblick auf die Spree gestattet. Ein Dampfer zieht schnaufend vorüber. Die Wellen schlagen klatschend und schäumend ans Ufer. Der Knabe hat die letzten Spuren der vergossenen Thränen mit den Händchen aus den Augen gewischt und lacht jetzt zu der Mutter auf: „Mama, wenn ich erst groß bin, dann laust Du mir auch so ein Schiff?“

Die Mutter hat nicht gehört, was der Kleine gesagt. Mit starren Augen blickt sie über die Wasserfläche dahin, auf der die Sonnenlichter spielen wie hüpfende Funken. — —

## Musik.

—er—. **Konzerte.** Unter außerordentlicher Theilnahme beschloß das philharmonische Orchester mit einem Konzert zum besten seines Pensionsfonds den diesmaligen Zyklus. Mit seiner feinen und feurigen Eindringlichkeit, der keine Bedenklichkeit der musikalischen Gedanken und der formellen Ausarbeitung entgeht, dirigirte Nikisch Tschaiowsky's gewaltige „Symphonie pathétique“ und Wagner's „Lauhäuser“-Ouverture. Solistisch theilhaftigten sich an dem für alle Mitwirkenden überaus ehrenreichen Abende Frau Carreno mit dem temperamentvollen Vortrage des Griechischen Klavierkonzertes, und Dr. Wöllner, der, von Nikisch vortrefflich begleitet, in seiner geistvoll energischen Vortragart einige Gesänge von Schubert, Schumann und Brahms spendete. — Zwei Sopranistinnen, Frau Lang und Fr. Macpherson, verbreiteten mit einem Liederabend im Bechsteinfaule eine sehr kühle Stimmung. Was eine vernünftige Schule an Lehren zu vergeben hat, wie Ansatz und Ausspannen des Tones, Registerausgleich und Reibfertigkeit, das haben sich die Damen angeeignet. Was darüber hinausgeht, Erfassen einer künstlerischen Individualität, glaubwürdige Innerslichkeit der Empfindung und ergreifende Wärme des Vortrags, das ließ weder Fr. Macpherson in den jartpoetischen Brantliedern von Cornelius, noch Frau Lang in Saint-Saën's Serenade hören. Kleine Techniken älterer italienischer Arien gelangen der schwächlichen Begabung der Sängerinnen am besten. Der mitwirkende kleine Leipziger Pianist Wilhelm Bachaus bekundete in Stücken von Schubert, Weber und Mendelssohn eine Begabung von verblüffender Ungewöhnlichkeit. Die pekdeste technische Bravour wurde nur von dem gesanglich schönen Anschlage und einem bei solcher Jugend selten entwickelten Musikgeiste übertroufen. — Am selben Abend, da man der bewundernswürdigen Genossenschaft des böhmischen Streichquartetts in der Singakademie ein aufrichtiges „Auf Wiedersehen im nächsten Winter“ zurief, konzertirte die Altistin Fr. Käthe Neuberger im Bechsteinfaule unter dem Weisfall zahlreicher Freunde. Das stimmliche

Material ist ansehnlich, scheint jedoch von einer ersten Schule nicht gründlich durchgearbeitet worden zu sein. Im Mittelfregiter giebt es öde, reizlose, verjungene Töne, die Höhe klingt ob der gewaltthätigen Behandlung oft ohne Wohlklang und Natürlichkeit. Den Vortrag charakterisirt eine äußere Leidenschaftlichkeit und eine willkürliche Nervosität in der Tempobehandlung. Trotzdem applaudirten die liebenswürdigen schlechten Freunde! Der mitwirkende Geiger Walthar Cavallery musizierte in oberflächlich brillanter Art und graziöser Manierirtheit. Kleine Neußerlichkeiten des großen Sarasate grassiren jetzt als Kinderkrankheiten halb ausgereifter Violonisten. — Der Liederabend der Frau Schulz-Lilie in der Singakademie brachte den „Dolorosa-Zyklus“ von Janzen, Lieder von Schumann, Brahms u. s. w. Mit ihrer sicheren Gesangstechnik vermag die Dame, deren Stimmläute wohl nie großen Duft ansströmte, über den verblühenen Glanz des Materials hinwegzutäuschen. Der Vortrag scheint von wirklicher Empfindungswärme getragen, die jedoch leicht einen Stich ins schlaff Sentimentale erhält. Mit überraschender Leichtigkeit und doch nicht ohne Schwung kam ein duftiges Lied von Strauß, „Ständchen“, heraus. — Den drohenden Namen „Fasnerbund“ hat sich eine Vereinigung junger Komponisten beigelegt, deren löbliches Bestreben dahin geht, den Schöpfungen ihrer Mitglieder den hindernisreichen Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen. Der erste Abend in der Singakademie brachte eine sehr traurige Talentprobe. Arbeiten von instrumentaler raffinirter Aufgebundenheit und von Herz und Geist beleidigender Ideenarmuth drängten sich vor. Nur in einzelnen Abschnitten der „Hawatha“ Suite von Kampf, einem jungen Tonsetzer von Phantasie und Erfindungskraft, ließ sich die Sprache wirklicher Begabung vernehmen. — Der für pilante literarhistorische Experimente sehreingenommene Generaldirektor der Münchener Hofbühnen und sein erster Kapellmeister, die Herren Poffart und Richard Strauß reisen seit einiger Zeit, im taufmännischen Kunstjargon gesprochen, im Melodram. Lennjon's unzählige Male in allen poetischen Gattungen gearbeitetes Epos „Enoch Arden“ kam uns diesmal als Rezitation mit Klavierbegleitung, also in der ästhetischen Unnatur des Melodrams. Strauß hat da eine ehrlich gewollte und künstlerisch abgetönte Musik geschrieben, die jedoch dem Vorwurfe der Ueberflüssigkeit leider nicht entgeht. Sie hilft keine Räthsel lösen, beschwert selbst in der schüchternsten Begleitungsstärke das Dichterwort und die Hauptbetät der Stimmung. Strauß vermied zwar die angeführten der Szenerie des Epos befürchteten Tonmalereien und ließ sich auch zu keinen frappirenden Bedenklichkeiten der Klaviergeistreichkeit verleiten; doch auch die von Dithyramben freieste melodramatische Musik bleibt eine kunstfeindliche Magd des gesprochenen Wortes. Herr von Poffart regisirte das Gedicht mit würdiger Wärme des Ausdrucks, mit virtuos geschulter deklamatorischer Behandlung, mit sicherer physischer Ausdauer des Organs und frei aus dem Gedächtnisse. Das zahlreiche Publikum ließ sich von der garten Schönheit der Musik und von der Gewalt der, mit tiefer Antheilnahme wiedergegebenen und die Einbildungskraft unablässig fesselnden Dichtung zu den bezweckten schwärmerisch melodramatischen Beifallsbezeugungen hinreißten. —

## Aus dem Alterthum.

— Dem Berliner Museum für ägyptische Alterthümer sind jüngst einige Stücke eines sehr merkwürdigen und wissenschaftlich interessanten ägyptischen Fundes überwiesen worden. Es sind dies mehrere Päckchen mit mindestens vier Jahrtausende altem Salze aus den ägyptischen Natronseen, die in Durna bei Theben vor einiger Zeit in einer leeren Grabkammer, die an einer unzugänglichen Felswand angebracht war, aufgefunden wurden, wo sie in großen durch Thonstegel wohlverschlossenen Krügen niedergelegt worden waren. Aus dem Charakter der Ornamente, die auf den Thonstegeln angebracht waren, ergibt sich ein Schluß auf das Alter der Salzpäckchen, die demnach zur Zeit der achtzehnten Dynastie, vielleicht gar der des mittleren Reiches in jener Grabkammer niedergelegt sein mögen. Eine vom Professor Vollenz vorgenommene mikroskopische Untersuchung des Gewebes der Päckchen, das scheinbar Baumwolle, ergab, daß es vielmehr reine Leinwand war, die aus gewirtem Garn hergestellt worden war. Eine chemische Analyse des Inhalts der Päckchen, die sofort auf das Natrium als Ursprungsstätte hinwies, wurde von dem Berliner Pharmakologen Prof. L. Lewin — dieser berichtet in Gemeinschaft mit Prof. G. Schweinfurth über den merkwürdigen Fund in der „Zeitschr. f. ägypt. Spr. u. Alterthumsk.“ — vorgenommen. Es ergab sich hieraus die interessante Thatsache, daß die chemische Zusammensetzung dieser Salze in der Hauptsache mit einer von Berthollet in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gefundenen übereinstimmte. Berthollet nahm damals eine chemische Analyse der Salze der Natronseen vor. Es ergibt sich hieraus der für die Geschichte der Natronseen wichtige Schluß, daß in dem langen Zeitraum die Zusammensetzung der Salze sich nicht geändert hat, und daß die Einflüsse, die zu ihrer Bildung Veranlassung gegeben haben, im Laufe der Jahrtausende dieselben geblieben sind. —

## Völkerkunde.

— **Menschenfresserei am Kongo.** Menschenfresserei ist nach einem Berichte des belgischen Paters de Dedden in „Missionen on Chine et au Congo“ unter den Negerstämmen am oberen Kongo noch immer im Schwange. Die Popotos wagen ihr Gelüste nach Menschenfleisch wohl nicht mehr so offen zu bekunden, wie früher, doch in der Tiefe der Wälder wird noch mancher gefangene Feind verspeißt. Dagegen sind nach dem Zeugniß des genannten Paters

die Glombos, die mehr im Innern wohnen, noch unverbesserte Menschenfresser. v. Mons, ein Agent der Ober-Konao-Gesellschaft, war Zeuge davon, wie auf dem Markte eines Dorfes ein Mann hin- und herging wie eine Schildwache, die vor ihrem Posten auf- und abgeht. Striche oder Linien, die einen roth, die anderen weiß, theilten seinen ganzen Körper in Stücke und Abschnitte. Dieser Mann war ein Kriegsgefangener, dessen einzelne Körpertheile, wie sie durch Striche abgegrenzt waren, noch bei seinen Lebzeiten zum Kauf ausgesetzt wurden. Die weißen Linien zeigten Stücke an, welche durch Uferbewohner gekauft worden waren, die rothen solche, welche Glombos gehörten. Nur für minderwerthige und weniger begehrte Theile sollten sich noch Käufer finden. Hernach wurde der Mann niedergeschlagen und wie ein Stück Vieh zerstückelt. Und dieser Unglückliche schien völlig in sein Geschick ergeben und machte gar keinen Versuch zur Flucht, obgleich ihm der ganze benachbarte Wald dazu offen stand, er hielt ruhig still unter dem Griffe der Kunden, welche ihn befühlten und über den Preis seines Fleisches feilschten. Einen ähnlichen Vorgang, dessen Einzelheiten noch weit grausiger sind, erlebte Monsigneur Anquard. Wie er hinkam, war der Mensch, der getödtet werden sollte, schon vollständig verkauft und ihm sollte gerade die Kehle abgeschnitten werden. Wenn der Käufer des Kopfes indeß nicht als der erste erscheint, um sich seinen Theil zu holen — desto schlimmer für das Opfer; die Erwerber der Arme und Beine fangen dann an, dem verkauften und noch lebenden Menschen, ohne daß dieser sich darüber beunruhigt, die erstandenen Arm- und Beinstücke abzuschneiden. Auch der Richter de Saegher sah, wie ein Mann, dessen Füße in einem Holzbloch staken, für die Hinrichtung förmlich genäht wurde. Es handelte sich um einen ehemaligen Angestellten des Kongostaates. Auf seiner Rückreise nach Ablaß seiner Dienzeit war er von den Menschenfressern gefangen worden. Sobald der Richter diesen Unglücklichen, den er vorher bei den Weißen gesehen hatte, gewahr wurde, bot er ihm seine Hilfe an, um seine Freilassung zu erwirken. Der Gefangene aber protestirte, indem er sagte, daß, gut genährt, wie er sei, er alles essen könne, was er sich nur wünsche und niemals bessere Tage gesehen hätte. „Aber Mann,“ sagte der Richter, „weißt Du denn nicht, daß man Dich über kurz oder lang tödten und Dich aufessen wird?“ „Oh, das macht nichts!“ lautete die Antwort. „Uebrigens todt und gegessen — das ist noch nicht sicher, während es mir ganz bestimmt unmöglich sein würde, jemals wieder die Verpflegung zu finden, welche man mir jetzt darbietet.“

**Medizinisches.**

f. Sehnenüberpflanzungen bei Kinder-Lähmungen. Eine sinnreiche chirurgische Methode, die schon vor 16 Jahren angegeben, doch in ärztlichen Kreisen bisher noch nicht allgemein beachtet worden ist, empfiehlt der Berliner Nervenarzt Professor Eulenburg in der neuesten „Deutsch. Med. Wochenschrift“. Es handelt sich um eine neue Behandlung der traurigen als Kinderlähmungen bekannten Zustände, bei denen einzelne Gliedmaßen mehr oder weniger in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und in unnatürlicher Stellung verkrüppelt sind. Elektrizität, Gymnastik und Massage und eine langwierige orthopädische Behandlung sind die Mittel, durch die man bisher häufig Verbesserungen der traurigen Zustände bewirken konnte. Vor sechzehn Jahren zuerst that nun Professor Nicoladoni die Sehnenüberpflanzung an den gelähmten Gliedmaßen empfohlen. Nur ein Theil der Muskeln an den erkrankten Extremitäten ist nämlich gelähmt. Nimmt man daher die Sehne einer der nicht gelähmten Muskeln, spaltet sie mit dem zugehörigen Muskel der Länge nach und näht den abgetrennten Theil der Sehne in die Sehnen der gelähmten Muskelgruppe ein, so kann eine größere oder geringere Beweglichkeit auf die bis dahin bewegungslose Muskelgruppe übergehen. Professor Eulenburg tritt warm für die neue Methode ein, erweitert nach seinen Erfahrungen den Kreis ihrer Anwendung und hofft, daß die ärztliche Behandlung für eine Reihe andersartiger Lähmungsformen auch beim Erwachsenen aus der Methode der Sehnenüberpflanzung Nutzen ziehen wird.

**Astronomisches.**

— Das Vorhandensein von Sauerstoff in der Sonnen-Atmosphäre ist wiederholt Gegenstand wissenschaftlichen Streites gewesen. Bei den ersten Untersuchungen der Sonne mittels des Spektroskops fanden sich keine Spektrallinien, welche die Anwesenheit von Sauerstoff verrathen hätten; später behauptete Draper, Beweise für diese Anwesenheit gefunden zu haben. Allein dieselben erwiesen sich als unzureichend. In den letzten Jahren haben indessen Runge und Paschen im Sonnenspektrum eine dreifache Linie entdeckt, die mit der dreifachen Linie des Sauerstoffspektrums nach Lage und Intensität vollkommen übereinstimmt. Damit war die Anwesenheit von Sauerstoff auf der Sonne wahrscheinlich geworden, indessen mußte noch erwiesen werden, daß die dreifache Linie nicht etwa eine Absorptionslinie der (eruchten) Erdatmosphäre ist. In letztem Falle müßte sie in ihrer Dunkelheit oder Intensität sich mit der Höhe der Sonne über dem Horizont ändern. Untersuchungen nach dieser Richtung hat Jewell in Baltimore angestellt und zuletzt gefunden, daß diese dreifache Linie sich genau so verhält, wie die echten Sonnenlinien, auch noch einige andere Linien des Sauerstoffspektrums fanden sich im Spektrum der Sonne wieder und erwiesen sich als zweifellose Sonnenlinien. So-

nach ist die Frage, ob in der glühenden Sonnenatmosphäre Sauerstoff vorhanden sei, endgiltig in bejahendem Sinne entschieden, wie es auch an und für sich wahrscheinlich war. —

**Meteorologisches.**

k. Ueber die Kälterückfälle des Mai. Fast in jedem Jahre treten um die Mitte des Mai Kälterückfälle nach vorhergegangener warmer Witterung ein. Oft sind dieselben von empfindlichen Nachtfrösten und schädlichen Folgen für die Vegetation begleitet. Die Ursache dieser Erscheinung ist nach den neueren Forschungen in Folgendem zu suchen: Durch die rasche Erwärmung des südlichen und südöstlichen Europa's im Frühjahr bildet sich daselbst und zwar namentlich über der ungarischen Tiefebene ein Gebiet niedrigen Luftdruckes aus, während die gleichzeitig hohe Temperatur über dem Meere und über Nordeuropa daselbst hohen Luftdruck bedingt. Diese Luftdruckvertheilung hat nördliche Winde zur Folge, welche die Ursache der Erscheinung in erster Linie sein dürften. Die abkühlende Wirkung wird meistens durch klaren Himmel in der Nacht, welcher die Ausstrahlung begünstigt, verstärkt. —

**Humoristisches.**

— Von der Landpraxis. Arzt: „.. Warum haben Sie denn die Sache solange anstehen lassen? — Bauer: „Ja freilich! da wär's leicht kuriren, wenn ma' immer gleich zum Doktor lausat!.. Plag'n S' Jhna nur a biß!“ —

— Neue Bezeichnung. Pantoffelheld (nach langem Streit um den Hausschlüssel): „Ach, wie glücklich könnten wir zusammen leben, wenn nicht dies verfluchte Corpus conficti wär!“ („Flieg. Bl.“)

— Solides Geschäft. Zechpreller (der aus einer Wirthschaft hinausgeworfen wurde): „Wirklich solides Geschäft — sogar einen besseren Hut haben sie mir nachgeworfen!“ —

**Vermischtes vom Tage!**

— Der Erbauer des Nordostsee-Kanals Otto Bänisch ist am Donnerstag gestorben. —

— In Breslau hat ein Mann am Freitag in der Trunkenheit seine Frau mit einem Stricke erwürgt. —

— Der Bürgermeister der Stadt Neumarkt (Schlesien) wurde wegen Sittlichkeitsverbrechens verhaftet. Ein Fluchtversuch ist vereitelt worden. —

— Unter den russischen Fabrikarbeitern, die vor wenigen Tagen in Seehausen (Kreis Banzleben) anlamen, sind die Pocken ausgebrochen. Ferner sind in Kirchhain (an der Halle-Sorauer Bahn) 5 Personen an den Pocken erkrankt; eine von diesen ist bereits gestorben. Man nimmt an, daß die Krankheit durch eingeführte Häute eingeschleppt ist. —

— Ein von Lenbach gemaltes Portrait Theodor Mommsen's wurde von der Prager Kunstausstellungs-Kommission zurückgewiesen, weil es „wegen der zehnfachen Besingung Mommsen's als Provokation wirken“ könnte. —

— In der Ortschaft Klappai bei Libochowitz (Böhmen) sind infolge von Erdbeben 27 Häuser eingestürzt und 38 Familien obdachlos geworden. Da die Erdbeben noch andauern, erscheint die ganze Ortschaft sehr gefährdet. Menschenleben sind bisher nicht verloren. —

— Eine arme Frau in Budweis rettete, wie die Budweiser Zeitung berichtet, einen zwölfjährigen Knaben, der auf dem Eise eingebrochen war, mit eigener Lebensgefahr. Man gab ihr den Rath, sie solle bei der Behörde eine Belohnung beantragen. Sie that es und erhielt — eine Geldstrafe zudiktirt, weil sie das Gesuch ungestempelt eingereicht hatte. —

— Seit einigen Jahren klagen die Versicherungsgesellschaften über zahlreiche Brände von Baumwolladungen. In einer Wiener Spinnfabrik fand man nun im Innern eines Baumwollballens eine mit Explosivstoff gefüllte Kapsel, an der eine Zündschnur angebracht war. —

— In Wachau (Niederösterreich) warf Einer mit Steinen nach Hasen. Er wurde wegen „versuchten Wilddiebstahls“ zu drei Tagen Arrest verurtheilt. Der Forstgehilfe, der ihn festnahm, gab an, er — hätte leicht einen Hasen tödten können. —

— Seit Freitag steht der Wald bei der Martinswand (bei Innsbruck) in Flammen. —

— Bei der Kommerzbank in Brescia wurden 4400 Doppelzentner gesundheitschädliches, mit Caolin gefälschtes Mehl beschlagnahmt. Die Bank hat einen Schaden von 180 000 Lire, ein Depositar in Brescia wurde verhaftet. Große Quantitäten gleichen Mehles wurden bei zahlreichen Bäckern in Mailand und Brescia konfisziert. —

c. e. Außer dem Sonderzug Moskau-Tomsk wird vom Juni dieses Jahres auch ein Sonderzug von Warschau nach Tomsk eingerichtet. Diese Einrichtung wird jedenfalls für die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Sibirien von Wichtigkeit sein. —